

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 11 (1907)

**Artikel:** Mozart auf dem Lande  
**Autor:** Kornenbergs, Ignaz  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-575757>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



## Mozart auf dem Lande.

Eine humoristische Dilettantennovelle von Ignaz Kronenberger, Meierskappel.

### I.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.



In unserer Familie ist es immer sehr musikalisch zugegangen: die Mutter sang uns hübsche alte Liedlein, der Vater blies im Militär eine große Trompete mit vielen Klappen, die ich im Bunde mit einem meiner Brüder einst in ihre Bestandteile zerlegte, weil wir gerade Röhren für eine Wasserleitung brauchten. Nachher sangen wir dann zusammen ein sehr realistisch gehaltenes Indianerduett, wobei man zwischenhinein das Klatschen eines geschmeidigen Kätzchens hören konnte. Nur schade, daß der Großvater nicht mehr lebte: er hätte gewiß mit seinem Serpent einen passenden Bass dazu geblasen! Und warum lebte er nicht mehr? Wahrscheinlich, weil er sich durch das Blasen dieses mörderischen, drachenförmigen Instrumentes eine Lungenentzündung aufgelesen, an der er im besten Mannesalter sterben mußte, als Opfer für die Sache der heiligen Cäcilia.

Von meinen ziemlich zahlreichen Brüdern und Schwestern mußte jedes ein Instrument lernen. Daß wir Buben fast in der Wiege schon — notabene, wir hatten noch eine Wiege — den Mund uns blutig kramten an der Mundharmonika, das versteht sich von selbst. Aber nach und nach brachten wir es fast zu einem Orchester: Klavier, Violine, Klarinette, Bügel, Bombardon, Piccolo, Cello, Zither, Gitarre — alles war bei uns vertreten und wurde mit mehr oder weniger Geschick und „Gefühl“ gespielt. Ich meinerseits hatte wegen meiner Fertigkeit auf der Geige schon ziemlich früh das Glück, in das Kirchenorchester aufgenommen zu werden. Nun war der Großvater wieder errettet.

Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte man bei uns auf dem Lande fast überall ein Kirchenorchester; sogar in den kleinsten Pfarreien mußten Streicher und Bläser den Kirchengesang begleiten, und in manchem Orgelkasten fristen heute noch alte Hörner, Klarinetten, Fagotte und Pauken ein armseliges, vergessenes Dasein. Möchten auch die Genüsse etwas zweifelhafter Natur sein, die sie da und dort geboten

haben, so waren doch auch die geringsten Leistungen gut gemeint, und die Zuhörerschaft war im ganzen eine dankbare, besonders die Kinder.

O, was war das für uns Buben allemal für ein sehnlichst erwarterter Abend — der Karlsnstagabend! Wenn der Priester in düsterm Schweigen, das nur unterbrochen wurde von dem melancholischen Klopfen der hölzernen Hämmer, mit dem Allerheiligsten dreimal um die Kirche herumgegangen, wobei am Hauptportal jedesmal angeklopft und mit hohler Grabsstimme gerufen wurde: *Quis est, quis est iste rex gloriae?* (Wer ist dieser König der Herrlichkeit?), sodafß uns Buben in der Kirche drin der bleiche Schrecken auf dem Gesichte stand, so wurde dann beim dritten Ruf nach dringendem Klopfen mit dem Kreuzeschaft das Portal weit aufgerissen, und dann wars für uns gerade, als ob der Himmel sich öffne und Fiesoles Positivenengel herunterstiegen. Alle Glocken läuteten, die Ministranten neben dem Allerheiligsten schüttelten so kräftig wie möglich die silberönenden Altarschellen, und von der Orgelempore herab erschollen beim Einzug zu dem Gebräus der vollen Orgel alle Instrumente, die nur zu haben waren, und jeder spielte, wie er wollte und was er wollte, nur die Tonart mußte er einzuhalten suchen. Und das war ein Schmettern, Fauchzen, Jubeln und Klingeln, daß ich heute noch mit Rührung und mit einer Art Reib an das himmlische Entzücken denke, das da die Kinderherzen erfüllte. Ja, so muß es im Himmel tönen, wenn die Engel selbst das Oster-*Alleluja* anstimmen! Kein Kunstgenuß der Jahre, die da angekränkelt sind von des Gedankens Blässe, kann sich auch nur von ferne vergleichen lassen mit der ekstatischen Wonne, die diese Auferstehungsfeier in uns hervorzauberte. O ihr kalten Verstandesmenschen, ihr ausgetrockneten Rubrikenseelen, warum gönnt ihr den Kindern dieses Glück nicht mehr! — — —

Später habe ich selbst noch einige Male mitgeholfen, dem Heiland den Auferstehungstisch zu spielen. Aber

dann wurde der liebe alte Chorregent krank und starb, in Deutschland war Witt aufgetreten und die Regensburgerschule mit ihrem Cäcilianismus, und mit sehr gemischten Gefühlen vernahmen eines Morgens die Bewohner von Klingenheim, daß ein feuriger Anhänger dieser neuen Richtung zum Chorregenten gewählt sei.

Die Klingenheimer hatten sich in der philisterhaften Stille des weltabgeschlossenen Landstädtchens manche originelle Züge bewahrt, wozu auch eine gewisse Selbständigkeit gehörte, die sie sich überall zu wahren suchten, sobald irgend eine geistliche oder weltliche Gewalt ihre alten angestammten Gewohnheiten und Rechte anzutasten sich herausnahm. Und besonders die alte gemütliche Kirchenmusik, wobei es hinging, als ob die Englein auf den Weihrauchwolken herum Walzer und Galopp tanzten, die war ihnen „Haydn“ mäßig ans Herz gewachsen, und als darum der neue Chorregent, ein energischer junger Geistlicher, die ganze Clique der „gemütlichen“ alten Komponisten, die Bühlér, Drobisch, Schiedermayer, Schmid, Stöckli, Kremm und selbst den lieben Haydn und den festtäglichen Mozart mit derbem Griff zur Kirche hinausbugsterte, da entstand eine Aufregung unter der Bürgerschaft, die kaum größer hätte sein können, wenn es sich um eine Kriegserklärung gehandelt hätte. Besonders die Vertreter der „Intelligenz“, Aerzte, Juristen, Lehrer und Studenten, sowie alle, die ein wenig geigen konnten und sich zu den Gebildeten und zu den „Musikern“ zählten, verurteilten in den schärfsten Ausdrücken dieses Vorgehen des neuen Chorregenten, und mancher von ihnen schlug tagsüber ein Lexikon auf, um am Abend beim Bierhock mit einem gelehrten technischen Ausdruck, wobei man selbst vor „Kontrapunkt“ und „Chroma“ nicht zurückstehre, seiner Entrüstung nachhaltigere Wirkung verschaffen zu können.

Man würde mir zuviel Ehre antun, wenn man voraussehen wollte, ich hätte nicht auch in Entrüstung gemacht damals. Meine Überzeugung von der Niederträchtigkeit des Cäcilianismus wetteiferte mit meiner absoluten Ahnungslosigkeit von seinem Wesen. Uebrigens, was hätte es mir genügt, gegen den Strom zu schwimmen? Die Partei der Intelligenz war übermächtig in der Ortschaft, und mir, als Schüler des Gymnasiums, hätte es sehr schlecht angestanden, mich in Gegenjazz zu ihr zu stellen. Zudem aber war ich ein Student, der die paar Franken, die er mit Geigen im Kirchenorchester verdiente, sehr gut brauchen konnte. Ich durfte mich also nicht vorlaut äußern, durfte den strengen Herrn Chorregenten nicht reizen. Denn von seiner Seite brauchte es nur ein Wort, und man saß auf der Strafe und konnte den musikalischen Größen Gesellschaft leisten, deren Messen, Offertorien und Vespern nicht nach seinem Geschmack waren. Er war nicht einer von denen, die viel Federlebens machen oder sich einschüchtern lassen, und das kam ihm in seiner damaligen Lage sehr zu statten. Die Herren, die am Abend beim Bier so geräuschvolle Register zogen und schimpften, was das Zeug hielte, die getrauten sich nicht zu mucken, wenn sie selbst als ausübende Musiker oder Sänger dem rabiaten Herrn Chorregenten gegenüberstanden, und gar, wenn er, wie das dann und wann

nach einer anstrengenden Probe der Fall war, ein Fäschchen Bier spendierte, dann schien es, als ob alle Opposition gegen die neue Richtung durch das kühle Nass hinweggeschwemmt wäre.

Aber es schien eben nur so. Im geheimen glomm das Feuer der Empörung weiter, fraß wie ein verborgener Brand immer neue Balken und Dielen an; selbst die sonst so lenksamen Sängerinnen fingen an, bösen Einflüsterungen Gehör zu geben, namentlich als der Vers zu kursieren anfing:

Kammerlander und Kempter,  
Die machen schöne Lemter.  
Aber singen die Jungfern vom „Schöpf“,  
Sie bekommen sie alle Kröpf!

Von diesem „Schöpf“, der Messen machte, wo immer zwölf auf das Dutzend kamen, wurde in der ersten Zeit der cäcilianischen Bewegung viel gefungen, besonders an Orten, wo man ihn als Eielsbrücke für die neue Richtung nötig hatte. Es war aber wirklich kein Dienst für die Sache der hl. Cäcilia; seine langweiligen und vielfach unbeholfenen Kompositionen waren vielmehr dazu angetan, sowohl die Sänger als die Instrumentalisten und das Publikum abzustoßen. Als darum nach ihm der gemütliche „Zangl“ mit seinen leichten und melodiösen Messen, die auch vor den Cäcilianern noch Gnade fanden, aufrückte, so begrüßte man ihn auf dem Lande fast wie einen Erlöser, und viele seiner „Landmessen“ erreichten eine unerhörte Zahl von Auflagen. Aber für unsere Geschichte kam er leider zu spät; sonst wäre sie wahrscheinlich gar nicht passiert, und das wäre sehr schade gewesen; denn „Mozart auf dem Lande“ ist wirklich eine schöne Geschichte — das werden alle sagen, die sie lesen.

## II.

Nun drücke ich mich aber nach dem Hintergrund und verschwinde für eine Zeit lang ganz von der Bühne. Denn ich bin nicht die Hauptperson der Geschichte. Diese rückt nun auf in der Person eines flotten, blonden, rotwangigen Bruder Studio, seines Zeichens Mediziner und Besitzer einer feinen goldenen Brille, die ein solider Student dem Zwicker, der zwar billiger ist, aber auch den Bruder Luftikus leichter erraten läßt, immer vorzieht. Dieser junge Mann war damals in Klingenheim der Löwe des Tages, so oft er in die Ferien kam. Er hatte Eigenarten, wie sie für ein Nest wie Klingenheim einfach nicht empfehlenswerter sein können. Er galt in allem als Numero eins, sowohl im Gassen und Regeln, als auch im Singen, Klavierspielen und Geigen, und mehr kann man doch anständigerweise nicht verlangen von einem jungen Menschen, der eine goldene Brille trägt und Friedel heißt.

Also das wäre er, jetzt fehlt uns nur noch sie; denn wie könnte man eine Geschichte schreiben ohne er und sie! Aber wo die suchen? Da fängt nun die Sache schon an, ein Häklein zu bekommen, und das ist recht; denn früh krümmt sich, was ein Häklein werden will! Sie, die Frieda, war nämlich niemand anders als die junge Schwester des strengen Herrn Chorregenten und führte im friedlichen Wetteifer mit einer alten Tante dessen Haushaltung. Nun sollte ich sie auch einigermaßen beschreiben, damit man so ungefähr

wüßte, wie sie ausgesehen hat. Aber ich finde, es sei genug, wenn ein junges Mädchen, das nicht ins Kloster will, einem gefällt, und da die Frieda im Friedel diesen einen gefunden, so wollen wir von einer näheren Beschreibung ihres Gesichtes, ihrer Haarfrisur und Postur absehen, da sie sonst gar leicht einem andern auch noch gefallen könnte.

Daß die zwei einander fanden, war gar kein Wunder. Friedel, als flotter Geiger, mußte in den Ferien im Orchester dabei sein, und Frieda... ja, die war halt die Primadonna im Kirchenchor. Also der erste Geiger und die erste Sängerin, das stimmt ja ganz auffallend! Und dazu kam nun noch der günstige Umstand, daß der Friedel mit seiner Geige fast jede Woche einmal zum Herrn Chorregenten kam, wo dann der Abend mit Violin- und Klavierspiel und Singen — leider nur allzurash — vorüberging. Die holde Frieda verlebte da felige Stunden; denn nichts hörte sie lieber als Violine, besonders wenn der Friedel spielte, und ihre lieben Augen wurden feucht, wenn so innig und tief empfunden die Elegie von Ernst in bebenden Tönen den Raum durchzitterte; laut aufzuhören hätte sie mögen, wenn eine schneidige lustige Tarantella erklang, während bei den feischen Straußwalzern ihr niedliches Füßchen unwillkürlich den Takt schlug.

Ganz selbstverständlich war das Entzücken auf Seite Friedels nicht geringer, wenn Frieda mit ihrer klangvollen Stimme Lieder von Schubert und von Schumann sang, ja, sein Entzücken war oft so groß, daß er gar nicht mehr wußte, was sie gesungen hatte. Das hatte nichts zu sagen: er war dennoch entzückt, nur mußte er sich in der Neuzeitung dieses Entzückens bedeutende Zurückhaltung auferlegen; denn wenn der gestrengere Herr Bruder „etwas“ merkt hätte, so wäre es aus und vorbei gewesen mit den schönen Stunden.

Das Orchester von Klingelheim war auch sonst im ganzen nicht übel bestellt; es zählte verschiedene hervorragende Männer in seinen Reihen: ein erster Geiger war Professor, ein zweiter Gemeinderat, ein Klarinettist Hauptmann, der Bratschist Präsident des Kegelklubs, ein Hornist Kammermeister, und der gelungenste von allen und zugleich am verliebtesten in sein Instrument war der Kontrabassist, ein alter Kammmacher, der „Strähnbaschi“ genannt, ein kleines dürres Männchen, das sich zur Bewältigung seines im Vergleich zu ihm riesigen Instrumentes eines Schemels bedienen mußte. Daneben gab es noch mehrere Lehrer, Handwerker und Studenten des „städtischen“ Gymnasiums unter den Musikern, und ebenso waren die Sänger und Sängerinnen ein kunterbuntes Gemisch aller Ranges- und Altersstufen; es hatte auch Sängerinnen dabei, die es entschieden für eine Bekleidung gehalten hätten, wenn man sie nach dem Jahrgang gefragt hätte.

Und es war ein schönes Verhältnis unter ihnen: die Harmonie ihrer Musik begründete unter ihnen eine Harmonie der Seelen, wie man sie sich kaum erfreulicher denken konnte. Obwohl politisch verschiedenfarbig, waren sie doch musikalisch eintönig, d. h. ihre Ansichten über Musik stimmten im schönsten Unisono zusammen, alle wollten eine melodiöse, gemütliche, ja, einige sogar eine lustige Kirchenmusik, namentlich die Instrumentalisten; alle waren wenn nicht offene, so doch geheime Gegner

der von dem neuen Herrn Chorregenten eingeführten „trockenen“, „faden“, „öden“ Musik, bei der es immer gehe, wie beim Dreschen, wo einer immer das nachmache, was der andere kurz vorher gemacht habe, oder wie bei der „stillen Musik“, wo man immer den Vormann nachhören müsse. Besonders abends in der „Kumpenei“ wurden sie nicht müde, in geistreichen Vergleichen die — einige, die Gelehrten, nannten es Knopportunität, andere sagten — Scheufligkeit dieser fremdartigen, alttümlichen Musik nachzuweisen. Doch wir wollen lieber diese Kenner von ihren eigenen Aussprüchen her bewundern; wir werden uns so am sichersten vor allfälligen schiefen Urteilen bewahren.

### III.

Wir sind im „Lamm“, nicht in demjenigen zu Ninive, sondern zu Klingelheim. Das Wort hat der Herr Hauptmann. Ein Kenner merkt sofort, daß er Klarinettist ist; denn wenn er raucht — und wann raucht er nicht? — so bläst er dann und wann den Rauch durch die Zigarette, als habe er sein Instrument im Munde.

„Das kommt mir doch sonderbar vor,“ rief er, „jetzt ist unsere Musik viel hundert Jahre lang schön gewesen, jetzt soll sie es auf einmal nicht mehr sein! Gibt es herrlichere Musik als diejenige eines Haydn, eines Mozart, eines Kempter und Kammerländer? Und da kommt nun so ein fremder — ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll — und behauptet, das sei alles nichts! Dürfen wir das annehmen, meine Herren? Dürfen wir Klingelheimer, die wir die edle Musik immer hochgehalten haben, dürfen wir uns das bieten lassen? Ich weiß, daß ich euch allen das Wort vom Munde nehme, wenn ich sage: Nein, nie und nimmer! Wir werden an unsern alten, ererbten Traditionen fest-



Wiesenbold. Nach dem farbigen Originalholzschnitt von Alfred Marer, Zürich-München.

halten, die den Ruf von Klingelheim als einer musikalischen Ortschaft im ganzen Lande begründet haben. Ich meinerseits werde den Protest gegen diese neue Musik, die diesen Namen gar nicht verdient, als eine Ehrensache betrachten!"

"Ganz einverstanden, Herr Hauptmann!" ließ sich der Herr Professor — erster Geiger — vernehmen. "Wir können in Klingelheim auf eine glänzende musikalische Vergangenheit zurückblicken. Ich erinnere da nur an das Kreissängerfest des Männerchors vor zwei Jahren. Was war das für eine Begeisterung bei uns allen! Soll nun diese wie ein Strohfeuer wieder erlöschen? Ich hoffe nicht, daß es davon heizen soll, wie es bei Horaz steht: *Sic transit gloria mundi!*"

"Ja, Sie haben ganz recht," rief da der Kaminfegermeister — Hornist — der auch ein Jahr lang die Lateinschule besucht, aber gefunden hatte, es sei mit Leiter und Kräzer bedeutend leichter zu hantieren als mit dem verfligten Latein, "ja, Sie haben recht: *Sic transit mundia glori, so geht unser alte Ruf als Musikstadt verloren, wenn wir nicht ganz eingerisch!*"

er wollte natürlich sagen energisch — „gegen diese Neuerungen Stellung nehmen. Wir dürfen die Sitzitation (Situation) nicht zu harmlos auffassen, wir müßten es sonst später bitter bereuen!"

Bei diesem Votum hatten sich die Gelehrten unter den anwesenden Herren zwar einmal verständnisinnig angeschaut, sie pflichteten aber der Rede des ehrlichen Kaminfegermeisters eifrig Beifall und fuhren fort, in allen Tonarten den Protest gegen die Machenschaften des neuen Herrn Chorregenten als eine absolute Notwendigkeit zu befürworten; die Ehre und die Zukunft der Ortschaft mache das zu einer unabsehbaren „necessitas“, sagte der Herr Professor, weil er das Wort Notwendigkeit im gleichen Satze nicht wiederholen wollte.

Bescheiden hatte der Friedel bis jetzt geschwiegen. Nun aber fand er den Zeitpunkt für gekommen, wo er mit gutem Erfolg mit einer Nachricht und zugleich mit einem Plane aufrücken konnte, von denen er sich bei dieser Zuhörerschaft eine wahre Sensation versprach.

"Wenn die Herren so begeistert sind für die schöne klassische Musik," begann er, "so wird sich nächstens eine Gelegenheit darbieten, sie wieder aufleben zu lassen. Denn der Herr Chorregent wird für etwa drei Wochen verreisen, und mich hat er inzwischen zu seinem Stellvertreter auf der Orgel ernannt."

Jetzt gings los. "Wie? Was? Ist das möglich?" rief es von allen Seiten. "Bravo, bravissimo! Wenn er nur nicht mehr zurückkommt!" Plötzlich krähte des Strählbachs Kinderstimme in den Tumult hinein: "Mozart hoch, hoch, hoch!" Und alles stimmte ein in den improvisierten Toast, und es gab solche darunter, denen die Augen naß wurden dabei.

Das Wort ergriff nun wieder der Herr Professor als Präsident der Musikgesellschaft: "Meine Herren! Wir sind unter uns, und was wir jetzt verhandeln, soll auch ganz unter uns bleiben, sonst kann der Plan, der in uns allen bei der frohen Meldung des Herrn Doktors (so nannte er jetzt schon den Cand. med.) fast spontan entstanden ist, nicht gelingen. Ja, wir wollen dem größten Musikgenie aller Zeiten bei uns wieder eine Stätte der Verehrung schaffen, wir wollen an dem hohen kirchlichen Feste, das am nächsten Sonntag über vierzehn Tage stattfinden wird, eine Messe von Mozart aufführen, und ganz Klingelheim mag dann selbst beurteilen, ob es nicht eine durch nichts zu rechtfertigende Grausamkeit und Barbarei war, diesen Heros im Reiche der Töne aus dem Hause Gottes zu verdrängen. Aber Sie begreifen, meine Herren, daß das jetzt alles von dem interimistischen Leiter unseres Kirchenchores abhängt, und ich frage diesen hiermit an, ob er geneigt sei, auf den genannten Plan einzugehen . . ."

Friedel war in einer heikeln Lage. Dass die Aufführung einer Mozartmesse in Ab-

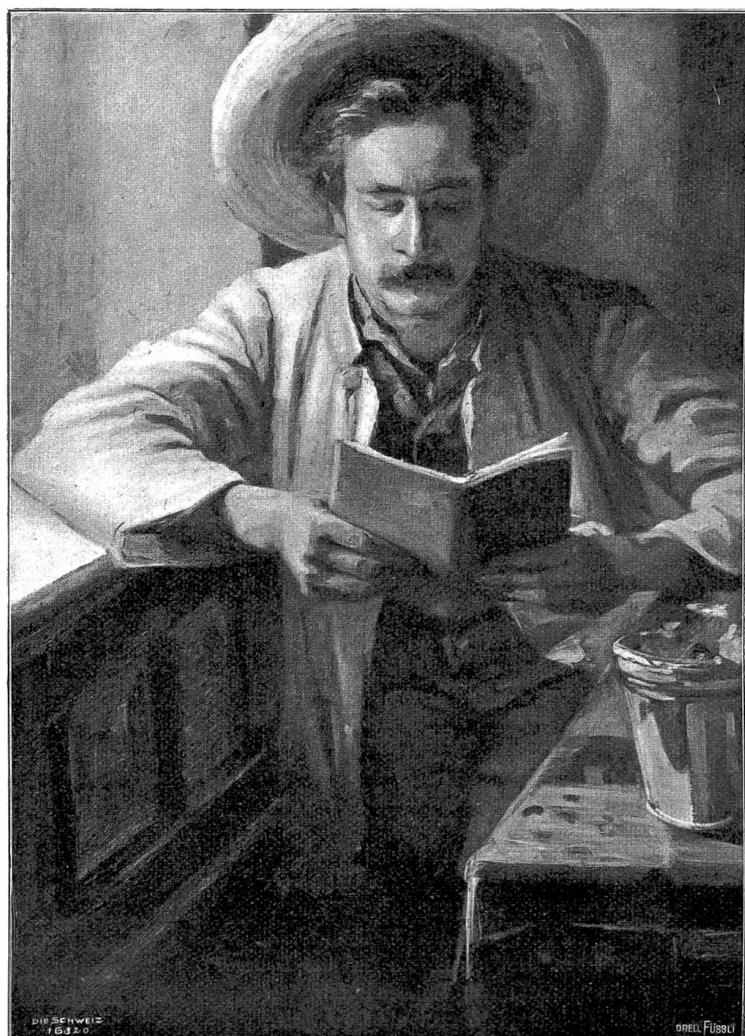


Arm, alt, blind. Nach dem Ölgemälde von Alfred Marry, Zürich-München.

wesenheit des Herrn Chorregenten für diesen eine blutige Beleidigung bedeute, war ihm sofort klar und, daß er dem ausgesprochenen Wunsche der Musikgesellschaft, die gute Gelegenheit in dieser Weise auszunützen, nicht widersprechen dürfe, ebenfalls. Und nachdem er selbst in so umzweideutiger Weise den Gedanken dieses gefährlichen Planes in diese aufgeregte Menge geworfen hatte, konnte er sich ihrem Willen unmöglich entgegenstellen, hatte er A gesagt, so mußte er jetzt auch B sagen: da gabs für ihn keinen Ausweg. Er kratzte sich in den Haaren, und dann begann er:

„Meine Herren, Sie verlangen von mir ein großes und schweres Opfer! Wenn wir am Sonntag über vierzehn Tage die Mozartmesse aufführen wollen, so bedeutet das für mich nichts Geringeres als das Opfer meiner schönen Ferienzeit, die ich dann in beständiger Arbeit, Proben und Vorbereitungen und Aufregungen zubringen muß. Zudem sind mir vom hochwürdigen Herrn Chordirektor für die Zeit seiner Abwesenheit ganz bestimmte Weisungen zuteil geworden. So z. B. soll für das Fest, das wir nun mit der Mozartmesse zu verherrlichen gedenken, die Luzienmesse von Witt einmal in einer Probe repetiert werden. Ein Zuvielhandeln gegen diese Vorschriften kann für mich und für uns alle bedenkliche Folgen nach sich ziehen. Und was die Hauptache ist, können wir dies alles inszenieren, ohne daß Fräulein Frieda davon weiß? Ja, können wir die Mozartmesse überhaupt aufführen ohne ihre tätige Mithilfe? Wer die Mozartmesse in Asdurf kennt — es kann sich ja nur um diese handeln — der weiß auch, daß das Agnus Dei nur von einer guten, feingebildeten Sängerin bewältigt werden kann, und als solche kann hier nur Fräulein Frieda in Betracht kommen. Ich meinerseits kann daher zu meinem Bedauern von diesem Schritte nur abraten, obwohl ich zu meinem Bedauern selbst die Veranlassung zu diesem Plane gegeben habe . . .“

Aber da kam der Friedel schön an: so ohne weiteres ließen sich diese begeisterten Mozartfreunde ihr geträumtes Glück nicht wieder entreißen! Alles murkte, und Rufe wie: „Jetzt oder nie mehr!“ „Nieder mit Witt, Mozart hoch!“ zeigten deutlich, daß ein Zurück unmöglich war. Mit Absicht hatte Friedel so getan, als ob er dem Plane nicht zustimme. Einmal wußte er zum voraus, daß unter den gegenwärtigen Umständen, selbst wenn er sich redlich Mühe gab, von einer würdigen Aufführung der Mozartmesse nicht die Rede sein könne. Darum wollte er so wenig wie möglich die Verantwortung tragen: man mußte ihn nötigen, ihn fast zwingen dazu; dann hatte er auch vor dem Chorregenten, wenn er heimkam, eine Ausrede. Um meistens zu denken aber gab ihm Frieda. Was würde sie dazu sagen, sie, die mit einer grenzenlosen Verehrung an ihrem geistlichen Bruder hing,



Der Leser. Nach dem Oelgemälde von Alfred Marquer, Zürich-München.

ihm, wo es nur anging, seinen Gegnern gegenüber verteidigte, für sein Vorgehen stets nur Worte der Zustimmung, ja der Bewunderung gehabt hatte? Da mußte er offenbar der Sache einen andern Boden zu geben suchen, sonst könnte nicht nur der mozartliche Plan der Klingenheimer, sondern auch sein Liebesplan in die Brüche gehen. Er glaubte aber, seiner Sache sicher zu sein, und er suchte die aufgeregten Gemüter der Musikanten zu beruhigen.

„Ich sehe schon,“ sprach er, „daß Sie sich von mir nicht wollen belehren lassen über die Schwierigkeiten, die unserm Plane entstehen werden. Gut, ich will darauf eingehen; aber ich lehne alle und jede Verantwortlichkeit ab! Ich will sogar soweit gehen, Ihnen die Mitwirkung unserer vorzüglichen ersten Sängerin zuzusichern. Ich verlange aber, daß für die nächsten Tage das strengste Stillschweigen über diese Angelegenheit beobachtet werde: ein einziges vorlautes Wort — und unser ganzes Unternehmen ist futsch! Morgen wird der hochwürdige Herr Chorregent, der meine höchste persönliche Hochachtung genießt, seine Reise antreten. Wenn nun Fräulein Frieda, bevor ich mich mit ihr verständigt, etwas von

unserm Plane erfahren würde, so würde sie ganz sicher sofort ihrem Herrn Bruder davon Mitteilung machen, und der wäre imstande, die Reise zu unterbrechen, um unsere mozartfreundliche Idee zu kreuzen. Darum, meine Herren, vorerst reinen Mund halten!"

Nun war er wieder der liebe Friedel, und der Kaminfeuer wollte ihn sogar umarmen, ja, der Strählschächi krähte in höchster Begeisterung: „Friedel und Frieda hoch, hoch, hoch, extra hoch!" Darüber wurde Friedel

ernstlich zornig, und er hätte gerne sein Wort wieder zurückgenommen. Das durfte er aber nicht wagen, und er gab daher seinem Unwillen dadurch Ausdruck, daß er dem Strählschächi seinen Bierrest ins Gesicht schmiß, just, als er seine unverschämte Goschen zu einem neuen Hoch aufsperrten wollte; dann lief er davon, während der Strählschächi mit Erstickungsanfällen kämpfte, die andern aber sich in Lachkrämpfen wandten — — —

(Fortsetzung folgt).

## Amor und Psyche.

Nach Apuleius in freier poetischer Form von Hugo Blümner, Zürich.

(Fortsetzung).

Der König, einst so reich in seinem Glück,  
kehrt tiefbekümmert in sein Land zurück,  
der Gattin zu berichten vom Bescheide,  
den ihm der Gott erteilt. In schwerem Leide  
verbringen jämmernd und mit heissem Weinen  
sie ein'ge Tage. Doch es duldet keinen  
Ausschub mehr des Orakels schlimmer Zwang.  
Schon trifft man Anstalt zu dem letzten Gang,  
schon ist zum Hochzeits-Totenfest bereit  
der unglücksel'gen Jungfrau Brautgeleit,  
die Fackeln brennen schwärzlich qualmend schon,  
die Doppelflöte tönt im Klageton,  
der Brautgesang, den sonst so froh man singt,  
wie eine Grabsmelodie erklingt,  
es trocknet mit dem feuerfarbnen Schleier\*)  
die Tränen sich das Opfer dieser Feier.  
Und mit dem Königshause klagte auch  
das ganze Volk darob. Nach altem Brauch  
beschließt man allgemeine Landestrauer  
und stellt den Rechtsspruch ein für ihre Dauer\*\*).

Jedoch Gehorsam ist Notwendigkeit,  
und länger noch zu säumen nicht die Zeit.  
Die Bräuche, wie zur Hochzeit man sie übt,  
vollzog man nun, aufs bitterste betrübt;  
dann setzt der Hochzeitszug — mit größerem Zug  
und Recht müßt' ich ihn nennen Leichenzug —  
sich in Bewegung; alles Volk begleitet  
ihn auf dem Weg, und weinend Psyche schreitet  
im Zuge als lebend'ge Leiche mit.  
Und während noch den allerletzten Schritt  
zu tun die Eltern zaudern voller Pein,  
spricht ihnen Mut die Tochter selber ein.

„Was macht ihr,“ sprach sie, „eure alten Tage  
durch unabläss'ges Weinen so zur Plage?  
Was quält ihr euern Odem, der so teuer  
mir wie der meine ist, mit immer neuer  
Wehklage? Warum trübt ihr eure Augen  
durch Tränen, die doch nichts zu bessern taugen,  
zersetzt das Antlitz, das so lieb mir war?  
Weshalb zerraufft ihr euer graues Haar  
und schlägt die Brust, aus der mir Leben quoll?  
Was ich erdulde, ist der hohe Zoll,  
den ihr für meine Schönheit jetzt entrichtet!

\*) Im römischen Hochzeitsbrauch trägt die Braut einen feuerfarbenen Schleier, das sog. flammeum.

\*\*) Auch hier, wie noch an vielen andern Stellen, überträgt die Alte, die das Märchen erzählt, römischen Brauch auf die primitiven Zeiten des Märchens. Der Rechtsstilstand heißt iustitium.

Dass mich des Neides Todesstoß vernichtet,  
das merkt ihr nun zu spät. In früheren Tagen,  
da alle vor mir auf den Knieen lagen,  
als wär' ich eine Göttin, da man mich  
die neue Venus nannte freventlich,  
da hätten trauern ihr und weinen müssen,  
als wär' ich euern Armen schon entrissen!  
Ich seh's, ich fühl's: nur das bringt mich ums Leben,  
dass man der Venus Namen mir gegeben!  
So bringt mich denn zu jenem Felsen hin,  
den das Orakel mir bestimmt! Ich bin  
erwartungsvoll, die Hochzeit zu begehn  
und meinen herrlichen Gemahl zu sehn!  
Was sträub' ich mich, da mir ein Mann erkoren,  
der zu der Menschheit Elend ward geboren!"

Die Jungfrau schwieg darnach, und in der Mitte  
des Zugs ging sie einher mit festem Schritte.  
Als man die steile Bergeshöh' erklimmen  
und oben auf dem Gipfel angekommen,  
da gingen alle von dem Mädchen fort;  
die Fackeln ließen sie am gleichen Ort  
und löschten sie mit ihren Tränen aus;  
dann ging gesunken Hauptes man nach Hause.  
Die armen Eltern, die nun ganz allein,  
in dem Palaste schlossen sie sich ein  
und lebten, abgeschieden von dem Tag,  
in steter Nacht. Doch Psyche, bang und zag  
und weinend, hob ganz sanft vom Bergesgipfel  
ein Zephyrhauß, der ihres Kleides Zippel  
und Bauch aufblähte, in die Höhe, trug  
vom steilen Felsenhang in ruh'gem Flug  
ins Tal sie, und wo Wiesen grün sich breiten  
zum Lager, läßt er sie zu Boden gleiten.

So konnte Psyche sanft und friedlich nun  
auf ihrem weichen Rasenbett ruhn,  
und da die Seelenqual vorbei war, schlief  
sie sachte ein und schlummert' lange tief.  
Und wie sie aufwacht, froh und neu erquikt,  
und sich erhebt und umschaut, da erblickt  
sie einen Hain mit Bäumen, hoch und schlank,  
in dessen Mitte eine Quelle sprang,  
durchsichtig klar wie Glas; daneben stand,  
erbaut von Göttern, nicht von Menschenhand,  
ein königliches Haus. Beim Eintritt sah  
sogleich man: eine Gottheit hatte da  
den lieblich-prächt'gen Wohnstall aufgeschlagen.  
Denn wundervolle goldne Säulen tragen